

-->

TAGBLATT

St.Galler Tagblatt Online, 22. Dezember 2011, 01:05 Uhr

Mit neuen Brücken aus der Randlage



Gedekte Hüslibrugg in Zweibruggen am Saumweg nach Hundwil. (Bild: Urs Jaudas)

Die Erreichbarkeit ist eines der zentralen Strategiefelder der verkehrsmässig peripher gelegenen Region St. Gallen-Appenzell-Bodensee. Sie soll auf allen Ebenen – international, national und regional – gestärkt werden. Jede Epoche muss von neuem dasselbe Hindernis überwinden.

FRANK KAUFFMANN

Als Gallus vor 1400 Jahren beschloss, sich in die Einöde zurückzuziehen, suchte er für seine Zelle einen möglichst abgelegenen und unzugänglichen Ort. Er fand ihn tief im Innern des unbewohnten Arboner Forstes. Was als Einsiedelei gedacht war, entwickelte sich zu einem Kloster mit zugehöriger Stadt. Parallel dazu verwandelte sich der Urwald bis hinauf zum Alpstein in eine Kulturlandschaft.

19 Brücken aus 250 Jahren

Aus heutiger Sicht wundert man sich, dass in diesem ungünstig gelegenen Gebiet eine der frühesten und stärksten industrialisierten Zonen Europas entstand. Die Standortnachteile, die der Arborner Forst mit sich brachte, sind gross. Appenzell, Trogen/Herisau und St. Gallen sind mit Abstand die höchstgelegenen Kantonshauptorte der Schweiz. Es gibt hier keine schiffbaren Gewässer, dafür viele steile und tiefe Tobel, welche den Strassenbau erschwerten.

Dementsprechend geübt waren die Einwohner dieser Gegend im Brückenbau. Obwohl der St. Galler Brückenweg nur acht Kilometer lang ist, bietet er mit seinen 19 Brücken aus 250 Jahren eine eindruckliche Wanderung durch die regionale Verkehrsgeschichte.

Von St. Gallen Haggen steigt man ins Sittertobel hinab und trifft als erstes auf den alten Saumweg nach Hundwil mit den zwei erhaltenen Holzbrücken in Zweibruggen. Die berühmte Hundwiler Leiter, die mit 364 Stufen nach Haggen hinaufführte, ist nicht mehr erhalten. Der alte Saumweg zeigt, dass schlechte Strassenverhältnisse bis in die Neuzeit noch nicht ausschlaggebend waren für den wirtschaftlichen Aufschwung einer Region. Die Ostschweizer Textilwirtschaft verdankte ihren Erfolg vor allem den rigiden St. Galler Qualitätskontrollen sowie der internationalen Vernetzung ihrer Kaufleute.

Postbotendienst nach Nürnberg

Die St. Galler Kaufleute verfügten im Mittelalter nicht nur über ein ausgedehntes Fernhandelsnetz, das von Polen bis nach Spanien reichte, sondern richteten gegen Ende des 14. Jahrhunderts auch einen regelmässigen Botendienst nach Nürnberg ein: den ersten dokumentierten Postdienst der Schweiz. 1573 eröffneten sie eine zweite Linie nach Lyon. Ihre «Kaufmännische Botenanstalt» war von enormer Bedeutung – sie verknüpfte die Textilfabrikanten der ganzen Region mit den wichtigsten Wirtschaftszentren ihrer Zeit.

Transportrevolution eingeleitet

Das 19. Jahrhundert war das Zeitalter der grossen Umwälzungen. Parallel zur Industrialisierung kam es zu einer Transportrevolution. Die schnelle Erreichbarkeit und die Einbindung in ein internationales Verkehrsnetz wurden zu zentralen Standortfaktoren. Zunächst wurden überall Kunststrassen angelegt, davon zeugt die steinerne Kräzern Strassenbrücke (1811). Während das St. Galler Strassennetz vom Kanton finanziert wurde, waren es im Ausserrhodischen bis 1850 vornehmlich Private, welche die Anschlüsse berappten.

Ab den 30er-Jahren schmiedete man in der Region Pläne für ein Schweizer Bahnnetz, in dem Zürich eine zentrale Rolle zugeordnet war. Doch die Zürcher Nordostbahn (NOB) von Alfred Escher hatte kein Interesse daran, mit der St. Gallisch-Appenzellischen Eisenbahngesellschaft zu kooperieren. Die NOB baute ihre Linie via Frauenfeld bis Romanshorn und errichtete dort einen modernen, grossen Hafen.

Gleichzeitig lancierte sie mit sechs Dampfschiffen die grösste Schifffahrtsgesellschaft am Bodensee. Diese beherrschten bald den Getreidetransport in die Schweiz und gruben Rorschach, dem traditionellen und bis anhin grössten Schweizer Kornmarkt, das Wasser ab.

Anschlüsse an Knoten suchen

Escher machte auch der ursprünglich vom Bund favorisierten Ostschweizer Alpentransversale via Rheintal und Lukmanier einen Strich durch die Rechnung. Auf seine Initiative hin schlossen sich

1863 15 Kantone zur Gotthardvereinigung zusammen. Als es der Vereinigung gelang, die ausländischen Investoren Italien und Deutschland für den Gotthard zu verpflichten, war das Rennen gelaufen.

Damit war die Ostschweiz eisenbahntechnisch an den Rand gerückt. Es bleibt ihr seither nichts anderes übrig, als dafür zu sorgen, dass die Anschlüsse an die wichtigen Eisenbahnknotenpunkte gewährleistet sind. Das war zunächst nicht schwierig, denn es herrschte Hochkonjunktur und die Ostschweizer Stickereien waren der wichtigste Schweizer Exportartikel. Nach wie vor war man mit der ganzen Welt verknüpft. Einige amerikanische Firmen gründeten vor Ort sogar Niederlassungen und es gab eine direkte Zugsverbindung von St. Gallen bis nach Paris. Als nach dem Ersten Weltkrieg die Stickereiindustrie zusammenbrach, führte das zu einer anhaltenden Wirtschaftskrise. Nun rutschte die Region tatsächlich an den Rand.

St. Gallen als Vorreiter

Gegen Ende des Brückenweges führt das grösste Bauwerk des Kantons St. Gallen – das Sitterviadukt der A1 – die Bedeutung des Autoverkehrs vor Augen. Der Kanton St. Gallen nahm beim Bau von Autobahnen und Hochleistungsstrassen nach 1945 eine Vorreiterrolle ein. Das grosse Engagement lag einerseits in der Geschichte des Eisenbahnbaus begründet, andererseits erhoffte man sich nach dem einschneidenden Niedergang der Stickereiindustrie einen wirtschaftlichen Aufschwung. Es gelang, die Ostschweizer Kantone zu einer Interessengemeinschaft zusammenzuschliessen und so die Ostschweiz als Ganzes optimal im Nationalstrassennetz zu positionieren. Der Bau des San Bernardino lieferte einen Ersatz für die entgangene Alpentransversale.

Der gesamte Brückenweg zeigt exemplarisch, dass jede Epoche stets von neuem dasselbe Hindernis überbrücken muss, um den Anschluss an die Zeit zu gewährleisten. Auch heute besteht wieder Optimierungsbedarf, beispielsweise wenn es um den Anschluss an den Bodenseeraum geht. Steht man in Konstanz auf dem Bahnhof, sucht man im Fahrplan vergebens nach einer Verbindung nach St. Gallen. Man findet dafür Zürich. Via A7 liegt Konstanz auch strassentechnisch näher an Zürich als an St. Gallen – Zeit also, neue Brücken zu schlagen.

Diesen Artikel finden Sie auf St.Galler Tagblatt Online unter:

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/ostschweiz/tb-os/Mit-neuen-Bruecken-aus-der-Randlage;art120094,2803819>

Copyright © St.Galler Tagblatt AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von St.Galler Tagblatt Online ist nicht gestattet.

-->

TAGBLATT

St.Galler Tagblatt Online, 27. Dezember 2011, 01:03 Uhr

Einst im Kloster, heute an der HSG



Die katholische Sekundarschule «Flade» bei der Stiftskirche – Überbleibsel der Konfessionsschulen. (Bild: Hanspeter Schiess)

Schule und Bildung haben in der Ostschweiz eine lange Tradition – von der Klosterschule bis zur Universität St. Gallen. Und so ist der Wissensstandort ein Strategieschwerpunkt der Region AR-SG-Bodensee.

FRANK KAUFFMANN

Die Schule, die im St. Galler Klosterplan (ums Jahr 820) aufgezeichnet ist, gehört zu den frühesten und bedeutendsten Bildungseinrichtungen des mittelalterlichen Europa. Hier wurde das antike Wissen gesammelt, bewahrt und an die eigenen Zöglinge weitergegeben. Zur inneren Schule

gesellte sich für die Söhne der Oberschicht bald auch eine äussere. In den Beständen der Bibliothek finden sich eine Vielzahl von Schriften aus dem damaligen Schulalltag, darunter auch deutsch-lateinische Glossare wie den Abrogans, das älteste erhaltene deutsche Buch.

Städtische Schulen entstehen

Mit dem Aufblühen der Städte im 12. Jahrhundert entstanden städtische Schulen und Universitäten, denn die Verwaltung und der aufkommende Fernhandel setzten Schulkenntnisse voraus. In St. Gallen wurde die externe Schule des Klosters im 14. Jahrhundert von der Stadt übernommen und weitergeführt.

Zu dieser Lateinschule gesellten sich später eine Mädchenschule und eine Deutsche Schule. Letztere veranschaulicht die zunehmende Entlatinisierung der Administration und zeugt von einem pragmatischen Schulverständnis. Für die weitere Ausbildung schickten die St. Galler Kaufleute ihre Söhne an Universitäten oder zu ihren europäischen Zweigniederlassungen. Dies führte, wie Vadian bemerkte, dazu, dass es wenig Orte gäbe, wo mehr Sprachen zu hören seien als in St. Gallen.

Konfessionen prägen Bildung

Die Reformation spaltete die Ostschweiz. Appenzell zerfiel in die beiden Halbkantone, und in St. Gallen trennte 261 Jahre lang die 9 Meter hohe Schiedmauer die katholische Fürstabtei von der protestantischen Stadt. Natürlich schlug sich die Konfessionalisierung auch auf das Schulwesen nieder. Auf katholischer Seite reorganisierte die Fürstabtei ihre Klosterschule und errichtete weitere im eigenen Herrschaftsgebiet. Die externen Schulen richteten sich weiterhin vor allem an die Söhne der Oberschicht. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts setzte sich Abt Beda Angehrn für Volksschulen ein.

Auf protestantischer Seite führte die Reformation zu einer Ausweitung des Schulwesens. Das hängt mit der Bedeutung zusammen, welche die Reformatoren dem Wort Gottes beimassen. Zwischen dem Gläubigen und Gott sollte nicht mehr länger ein Priester als Vermittler stehen. Alle Gläubigen sollten die Möglichkeit haben, die Bibel zu lesen und so ihren Glauben direkt zu überprüfen. Das setzte voraus, dass die Bibel in der jeweiligen Volkssprache vorlag, und dass die Gläubigen Lesefertigkeiten aufwiesen.

«Ewiges Heil betärfend»

Calvin führte in Genf bereits 1536 die Schulpflicht ein. Bern und Zürich beauftragten ihre Gemeinden Anfang des 17. Jahrhunderts mit der Einrichtung von Schulen. Etwa zur selben Zeit verbreitet sich das Schulwesen auch in der protestantischen Ostschweiz. Die sogenannten «Unteren Schulen» wurden meistens in privaten Haushalten abgehalten. Der Schulstoff beschränkte sich vor allem auf die Vermittlung religiösen Wissens: Kenntnisse des Katechismus und der Psalmen, Lesen, Schreiben und allenfalls ein wenig Rechnen.

Wie wichtig diese Schulen damals eingeschätzt wurden, lässt sich am Beispiel von Rehetobel zeigen. Als sich die Rehetobler 1669 von Trogen abspalteten, begründeten sie dies damit, dass der Kirchgang zu weit und im Winter zu beschwerlich sei, und dass das auch für die Schulen gälte. Aus diesem Mangel heraus erwachse der Jugend «Unwüßenheit und Unverstandnuss der Sachen, ihr ewiges Heil betärfend».

Wichtig für Alphabetisierung

Von der engen Verknüpfung von Schule und Glauben zeugen auch die Osterschriften aus dem Ausserrhodischen. Zu Ostern verfassten die Schüler aufwendige Probeschriften ihres Könnens, welche anschliessend in der Kirche begutachtet und bewertet wurden.

Man darf die Bedeutung dieser rudimentären Schulen nicht unterschätzen. Sie führten zu einer breiten Alphabetisierung der ländlichen Bevölkerung und trugen einen grossen Teil dazu bei, dass sich Ausserrhoden im 18. Jahrhundert mehr und mehr in eine grosse Textilfabrik verwandelte. Zwar stammten weiterhin die meisten der führenden Kaufleute und Fabrikherrn aus der ländlichen Oberschicht, doch mitunter gelang auch einigen einfachen Bauernkindern wie Laurenz Wetter aus Gais (1654–1734) der Sprung nach oben. Andere brachten es zu Ferggern und Kleinunternehmern, wie etwa der aus der untersten Schicht stammende Toggenburger Ueli Bräker (1735–1798).

Zwei Fliegen mit einer Klappe

Die St. Galler Unternehmer waren sich des Nutzens der Bildung bewusst und liessen sie sich auch etwas kosten. So stifteten drei Kaufleute 1598 das städtische Gymnasium, welches für Bürgersöhne kostenlos war. Ein weiteres Resultat dieses Zweckdenkens war die Eglise Française, deren Prediger vom Kaufmännischen Direktorium finanziert wurden. So liess sich das Notwendige mit dem Nützlichen verbinden: Der Gottesdienst diente gleichzeitig der Auffrischung und dem Aufbau der Französischkenntnisse.

Von Handelsakademie zur HSG

Das späte 19. Jahrhundert brachte schweizweit die obligatorische Schulpflicht sowie konfessionsunabhängige und unentgeltliche Schulen mit sich. Konfessionelle Schulen wie die «Flade» in St. Gallen werden seitdem als Privatschulen weitergeführt.

An Universitäten diversifizierte sich der klassische Fächerkanon, so kamen etwa Ingenieurs- und Handelswissenschaften hinzu. Es erstaunt nicht, dass sich St. Gallen 1898 für eine Handels- und Verkehrsschule entschied. Deren Kosten wurden hälftig vom Kanton und vom Kaufmännischen Direktorium getragen.

Aus dieser Handelsschule wurde 1938 die HSG, welche inzwischen offiziell Universität St. Gallen heisst und zu den bedeutendsten Business-Universitäten der Welt zählt. Als Flaggschiff des regionalen Bildungsangebots schreibt sie die 1200jährige Schulgeschichte fort.

Wissen vernetzen und nutzen

Aus dieser reichen Tradition heraus soll nun der Wissens- und Bildungsstandort weiter gestärkt werden – ein wichtiger Grundstein für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und damit ein strategischer Schwerpunkt der Region Appenzell Ausserrhoden – St. Gallen – Bodensee. Die Bildungsinstitutionen sollen sich im Wettbewerb der Bildungsstandorte weiterentwickeln und positionieren. Sie sollen sowohl internationalen Ansprüchen gerecht werden als auch ihre regionale Verankerung behalten.

Neben der hohen Erreichbarkeit ist auch der Wissens- und Technologietransfer, die Vernetzung zwischen der Wirtschaft und Institutionen der Bildung und Forschung, eine zentrale Voraussetzung

für wissensintensive Unternehmen.

Frank Kauffmann, 1967, im Toggenburg aufgewachsen, ist seit 2002 Dozent für Deutsch als Fremdsprache am Sprachenzentrum der Uni/ETH Zürich. Daneben arbeitet er als interkultureller Trainer sowie als Dozent an der Fachhochschule Winterthur.

Diesen Artikel finden Sie auf St.Galler Tagblatt Online unter:

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/ostschweiz/tb-os/Einst-im-Kloster-heute-an-der-HSG;art120094,2807602>

Copyright © St.Galler Tagblatt AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von St.Galler Tagblatt Online ist nicht gestattet.

-->

TAGBLATT

St.Galler Tagblatt Online, 31. Dezember 2011, 11:30 Uhr

Aufstieg und Krise der Textilindustrie



Eine Stickerin in Appenzell Innerrhoden.

Die Wirtschaftsgeschichte der Ostschweiz ist weitgehend die Geschichte der Textilindustrie. Jahrhunderte lang wurde in Heimarbeit gesponnen, gewebt und gestickt. Mit der Stickerei-Krise brach ab 1914 alles in sich zusammen. Geblieben ist eine Kleinunternehmer-Mentalität.

FRANK KAUFFMANN

Ab dem 11. Jahrhundert entwickelte sich im Bodenseeraum der Leinwand-Fernhandel. Zunächst gab Konstanz den Ton an. Um 1450 gelang es den St. Gallern, Konstanz den Rang abzulaufen und zum unumstrittenen Zentrum der Leinwandproduktion und des Fernhandels aufzusteigen. Ein Grund dafür waren die strengen Qualitätskontrollen der St. Galler Leinwandschau. Auf dieser wurden die Tücher bewertet, je nach Qualität mit dem dementsprechenden Gütezeichen versehen,

in den städtischen Bleichen weiterbearbeitet und zum Schluss von den St. Galler Kaufleuten exportiert.

Liberale städtische Kaufleute

Bedeutend war, dass die St. Galler Leinwandschau auch für nichtstädtische Produzenten zugänglich war. Durch diese liberale Haltung erwuchs den städtischen Kaufleuten auch ausserhalb der Stadt ein zunehmender Kreis von Webern, deren Produkte sie vermarkten konnten. Zunächst waren dies vor allem die Bauern aus dem Appenzell, die sich bereits auf Viehwirtschaft spezialisiert hatten. Da Viehzucht im Winter weniger arbeitsintensiv war, verdienten sich die Bauern mit Weben und Spinnen ein Zubrot.

Um sich dem Diktat der St. Galler Leinwandschau und der engen Zunftordnung zu entziehen, verlegten die St. Galler Gebrüder Gonzenbach 1665 ihren Geschäftssitz ins nahe Hauptwil. Sie ermutigten auch andere Orte dazu, Leinwandschauen und Bleichen einzurichten und ihre Produkte selbst zu exportieren. Trogen, Herisau, Rorschach und weitere Orte folgten dem Beispiel. Gegen die unliebsame Konkurrenz konnte die Stadt St. Gallen als Kleinstaat wenig unternehmen. Im Gegensatz zu Zürich, Basel oder Bern war es ihr nicht gelungen, sich politisch ein eigenes Territorium zu schaffen. Es blieb der Stadt nichts anderes übrig als sich ökonomisch als Zentrum des Clusters zu behaupten.

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Textilarbeit zur Haupteinverdienquelle breiter Bevölkerungsschichten. Das ging mit einer beispiellosen Bevölkerungsexplosion einher. So bemerkte etwa Johann Gottfried Ebel um 1798, dass die Bevölkerungsdichte des protestantischen Appenzells einzigartig in Europa sei. Um 1800 zählten Herisau, Altstätten und St. Gallen zu den 10 grössten Orten der Schweiz. Begleitet wurde dies alles von einer regen Bautätigkeit. Die Häuser der Heimarbeiter waren meist Wohnung und Arbeitsplatz in einem. Sie prägen bis heute mit ihren allgegenwärtigen Webkellern und Sticklokalen das Erscheinungsbild der Ostschweiz.

Heimarbeit und Stickereiblüte

Es erstaunt nicht, dass die erste Fabrik der Schweiz 1801 in St. Gallen gegründet wurde. Sie läutete schweizweit die Industrialisierung ein. In der Folge verdrängte die Fabrikarbeit fast überall die Heimarbeit. Nur in der Ostschweiz konnte sie sich weiterhin im grossen Stil behaupten. Das hatte verschiedene Gründe. Die Heimarbeit hatte hier eine lange Tradition. Die Heimarbeiter waren stolz auf ihre Unabhängigkeit und waren bereit, dafür mehr und zu schlechteren Löhnen zu arbeiten als die Fabrikarbeiter. Um die Existenzsicherung zu gewährleisten, war oft die ganze Familie in den Arbeitsprozess einbezogen. Für die Textilkauflleute war das Heimarbeiterwesen mit wenig Kapitalaufwand und Risiko verbunden. Maschinen und Produktionsräume gingen zu Lasten der Heimarbeiter. Ausserdem hielt das Überangebot an Arbeitskräften die Löhne tief.

Bis zum 1. Weltkrieg wurde die Stickerei zum grössten und wichtigsten Exportartikel der Schweiz. Nicht nur in den Kantonen Appenzell Ausserrhoden, St. Gallen und Thurgau sondern auch im Vorarlberg stickte man für die vornehmlich in St. Gallen sesshaften Exportfirmen. Hauptabnehmer der Stickereien waren die USA, die bald mit eigenen Firmen vor Ort präsent waren. Deshalb wurde St. Gallen oft scherzhaft die Vorstadt von New York genannt.

Auf luftige Röcke folgte Kollaps

Nach dem ersten Weltkrieg verwandelt sich die Gesellschaft grundlegend. Licht, Luft und Öffnung standen nicht nur programmatisch für die moderne Architektur, sie schlugen sich auch in der Mode nieder. Die Röcke und Kleider reichten nicht mehr länger bis über den Knöchel, sie wurden leicht und luftig und zeichneten sich durch schlichte Formen aus. Damit entfiel die Stickerei als Zierelement.

Der Zusammenbruch der Stickerei-Industrie war dramatisch und warf die Ostschweiz wirtschaftlich auf Jahrzehnte zurück. 1910 gab es 67 789 Beschäftigte in der Stickerei, bis 1941 nur noch 4962. Zudem wurden mehr als 90 Prozent der Stickmaschinen verschrottet. Den Stickern blieb wenig anderes übrig, als ihre ausgeprägte Kleinunternehmer-Mentalität. Arbeitslosigkeit machte sich breit. Viele zogen weg und suchten anderswo ihr Glück. Appenzell Ausserrhoden verlor in der Folge 22,5 Prozent seiner Bevölkerung und hat diesen Verlust bis heute nicht kompensiert. Herisau, 1910 an Stelle 15 unter den Schweizer Städten rangiert heute auf Platz 68. Im Stadt und Kanton St. Gallen sah es nicht sehr viel besser aus.

Eine Region erfindet sich neu

Der Zusammenbruch der Stickerei hinterliess ein grosses Vakuum, das sich nicht so einfach und schnell ausfüllen liess. In der Zwischenkriegszeit siedelten sich zwar einige neue Industrien aus der Metall-, Maschinen- und Lebensmittelbranche an, wie etwa die Dornier-Werke in Altenrhein oder die Aluminium Werke in Rorschach. Doch der Anfang war schwierig, denn es fehlte an ausgebildeten Fachkräften. Der Aufschwung in der Hochkonjunktur erfolgte verspätet, die Restrukturierung brauchte Zeit und verlief aber letztlich doch erfolgreich.

Für die Anforderungen der Zukunft scheint die Region viel versprechend aufgestellt zu sein. Bezeichnenderweise dominieren neben einigen Grossbetrieben vor allem hoch spezialisierte und innovative KMUs das Feld. In dieser Betriebsform hat die angestammte Kleinunternehmer-Mentalität einen neuen und erfolgreichen Ausdruck gefunden.

Diesen Artikel finden Sie auf St.Galler Tagblatt Online unter:

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/ostschweiz/tb-os/Aufstieg-und-Krise-der-Textilindustrie;art120094,2811832>

Copyright © St.Galler Tagblatt AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von St.Galler Tagblatt Online ist nicht gestattet.

-->

TAGBLATT

St.Galler Tagblatt Online, 9. Januar 2012, 01:04 Uhr

Gesundheit aus der Natur



Der Kursaal von Heiden. (Bild: Museum Heiden)

Eine erfolgreiche Molkenkur und die Geschäftstüchtigkeit eines Wirtes verwandelten die Natur des Appenzellerlandes in einen Gesundheitsbrunnen und bildeten die Grundlage für den Fremdenverkehr.

FRANK KAUFFMANN

Der Weg der Gesundheit führe über das Appenzellerland, so heisst es selbstbewusst auf dem Gesundheitsportal «gesundheits kanton.ch». Rund 270 Heilpraktiker üben in Appenzell Ausserrhoden ihre vielfältige Tätigkeit aus. Zu verdanken haben sie dies der liberalen Gesetzgebung von 1870 – diese garantiert auch nichtstudierten, ehrenhaften Kantonsbürgern die Ausübung ärztlicher Praxis.

Naturprodukt Molke

Ihren Anfang nahm diese Gesundheitstradition mit einer unerwarteten Heilung vor 260 Jahren. 1749 empfahl der Arboner Arzt Meyer einem brustkranken Zürcher Unternehmer eine Molkenkur, welche dieser im «Ochsen» in Gais absolvierte. Bei der frischen und gesunden Appenzeller Geissenmolke – Molke entsteht beim Käsen und ist auch die Grundlage von Rivella – gesundete der Mann tatsächlich.

Die Kunde davon und die geschäftstüchtige Vermarktung des «Ochsen»-Wirtes Ulrich Heim machten Gais zum ersten Molkenkurort Europas. Während der nächsten Jahrzehnte traf sich hier

eine auserlesene Gesellschaft zur Molkenkur, darunter die ehemalige Königin Hortense, Mutter von Kaiser Napoleon III.

Gesunder Stallgeruch

Der Aufstieg von Gais zum Kurort fällt zusammen mit einer allgemeinen europäischen Natur- und Gebirgsverherrlichung, die den Grundstein zum Schweizer Tourismus legte. In der gesunden Schweizer Bergluft, so die Vorstellung, lebten die urdemokratischen, vor Kraft und Gesundheit strotzenden Schweizer Hirtenvölker. Das Appenzellerland vereinigte all diese Qualitäten. So schrieben etwa die beiden Deutschen Meiners 1788 und Ebel 1798, die Appenzeller seien das demokratischste aller Schweizer Gebirgsvölker. Meiners fügte hinzu, die Luft in Gais werde für eine der gesündesten der ganzen Schweiz gehalten.

Selbst der Stallgeruch war hier gesund und wurde therapeutisch eingesetzt. In speziell für Kurgäste eingerichteten Zimmern liess sich der die Atemwege befreiende Stall- und Jauchegeruch inhalieren.

Als letzte Kur-Komponente kam schliesslich das Wasser hinzu. Die uralte Tradition des Bäderbesuchs schlug zu Beginn des 19. Jahrhunderts in ein eigentliches Badefieber um, was dazu führte, dass überall in Appenzell Ausserrhoden neue Bäder aus dem Boden schossen. Gewitzte Köpfe entdeckten heilsame Quellen auf ihren Grundstücken oder in den Kellern ihrer Häuser. Sie richteten natürlich sogleich Bäder ein, welche vor allem von der regionalen Bevölkerung besucht wurden. Damit war der Grundstein für den heutigen Gesundheitskanton gelegt. Er basierte auf den natürlichen Vorzügen des Appenzellerlands: Luft, Wasser und Naturprodukte.

Wolken ziehen auf

Im 19. Jahrhundert begann der Stern der Molkenkuren zu sinken. Reiseschriftsteller kritisierten den finanziellen Charakter der Molkenkuren. Die Appenzeller Geschäftstüchtigkeit passte nicht zu ihrem Bild des urdemokratischen und natürlichen Hirten- und Gebirgsvolkes. Es entging ihnen, dass diese Unternehmermentalität in der alteingesessenen Textilindustrie der Ausserrhändler wurzelte.

Schwerer wogen die medizinischen Zweifel an der Heilwirkung der Molke. Sie leiteten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Niedergang der Molkenkuren ein. Es nützte nichts mehr, dass Pfarrer Heim, der Urenkel des «Ochsen»-Wirtes, 1878 dem theoretischen und akademischen «Katheterspruch» trotz der vielhundertjährigen Erfahrung entgegenstellte. Die Zukunft gehörte den pharmazeutischen Arzneimitteln. Der Stern von Gais verblasste.

Klinik während Kuraufenthalt

Im Gegensatz zu Gais verstand es Heiden, sein Kurangebot zu diversifizieren und attraktiv zu gestalten. Dazu trug in besonderem Masse der Berliner Augenarzt Albrecht von Graefe (1828–1870) bei, dem es als erstem gelungen war, den grünen Star zu stechen.

Der tuberkulöse von Graefe pflegte jährlich ein paar Wochen zur Molkenkur nach Heiden zu kommen. Während seines Aufenthalts richtete er im Hotel Freihof eine Klinik ein. Die staubfreie Luft und das saftige Grün der Wiesen erachtete er als hilfreich bei der Genesung von Augenleiden. Von Graefe zog nicht nur Kunden aus ganz Europa an, auf seine Anregung hin unternahmen die

Heidener einige Anstrengungen zum Ausbau ihres Kurortes. Die Gemeinde legte Spazierwege an und errichtete eine Kurhalle. Deren Eröffnung 1874 fiel nicht nur mit der Errichtung eines Bezirkskrankenhauses zusammen, sondern auch mit der Eröffnung der Zahnradbahn von Rorschach nach Heiden.

In den folgenden Jahrzehnten traf sich hier die europäische Prominenz. Heiden konnte es sich sogar leisten, während mehrerer Jahre – von 1900 bis 1913 – ein eigenes Fremdenblatt herauszugeben. Die Verbindung Luft- und Molkenkurort mit Spitzenmedizin, und das kombiniert mit dem Komfort eines an europäischen Standards angepassten Kurbetriebes sicherte das Überleben.

Öffentlicher Verkehr

Der Bade- und Kulturtourismus blieb lange ein saisonales Gewerbe, winters standen die Hotels meist leer. Die neuen Verkehrsverbindungen durch Bahn, Postkutschen und später den Bus förderten zwar den Fremdenverkehr, bedeutender waren sie jedoch für den Wochenendtourismus. Mit der bequemen Anbindung ans Schweizer Verkehrsnetz kamen nun ganzjährig Scharen von Tagesausflüglern ins Appenzellerland.

«D' Chraft vo de Natur»

In den letzten 30 Jahren hat die Wellness-Idee von Amerika kommend die Welt erobert. Als Krankheitsprävention und Gesundheitssteigerung trifft die Bewegung den Nerv unserer Zeit. Wellnesen besetzt den Zwischenbereich zwischen Tourismus und Medizin und umfasst eine ganze Palette gesundheitsfördernder Massnahmen wie Bäder, Massagen, Ernährungsberatung und Erholung. Dinge, die das Appenzellerland seit langem anbietet: Natur, Naturprodukte, Luft und Wasser.

Genaugenommen beginnt die Geschichte des Wellnessens mit einer Molkenkur in Gais. Folgerichtig heisst auch das Motto des Appenzeller Gesundheitsweges: «D' Chraft vo de Natur för e gueti Gsondheit».

Diesen Artikel finden Sie auf St.Galler Tagblatt Online unter:

<http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/thurgau/kantonthurgau/tz-tg/Gesundheit-aus-der-Natur;art123841,2820034>

Copyright © St.Galler Tagblatt AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von St.Galler Tagblatt Online ist nicht gestattet.